Old Shatterhand und Winnetou.

Vor einigen Tagen war zu lesen, daß die mexikanische Regierung die letzten Reste störriger Indianer ausgehoben und Tausende von Meilen weit verschleppt und angesiedelt habe, um den Indianerunruhen ein für allemal ein Ende zu setzen. Es gibt also noch Indianer, die nicht bloß Müller, Holzfäller und Holzsägenbesitzer sind. Nun ist's auch mit denen vorbei und es wird sich ja zeigen, ob die mexikanische Regierung mit diesen paar Resten so klug zu verfahren versteht wie die nordamerikanische, auch die canadische mit den dort befindlichen, die sie an ein friedliches, aber doch ihrer Neigung zu einen freien, ihrem Hang nach Mühen und Jagd entgegenkommenden Leben gewöhnt hat. Noch eine zweite Meldung rüttelt unsere Erinnerungen an die Jugendzeit wach, da wir die großen Indianerbücher und die kleinen abscheulichen Indianerbücheln mit Leidenschaft verschlangen. Es ist im Staate Kanada, wie amerikanische Blätter berichten, gelungen, einen Rest von 300 Büffeln für vieles Geld anzukaufen und die Tiere in einer eingezäunten Weidestrecke anzusiedeln. Damit wächst der kostbare Bestand an Büffeln in Canada auf – 651 Stück. Wie man sieht, ist man jetzt schon bei einer sehr genauen Zählung angelangt, die sich nicht einmal die Einser mehr entgehen läßt, während noch vor vierzig Jahren im canadischen Gebiet allein Millionen von Büffeln anzutreffen waren. In den ganzen Vereinigten Staaten von Nordamerika finden sich noch 650 Stück ängstlich gehütet und gepflegt, die meisten in Privatbesitz, und es ist so weit gekommen, daß wenn eine Büffelkuh kalbt, das freudige Ereignis durch den Telegraphen in alle Orte gemeldet wird, weil der kostbare Stand wieder eine kostbare Vermehrung erfahren hat.

Fast fühlen wir Europäer ein Stück unserer Jugend auferstehen, wenn wir solche Meldungen lesen. War es nur die Abenteuerlichkeit, die Fabelhaftigkeit der großen Kriegstaten weißer und roter Männer gewesen, die unser Herz einmal mit Entzücken erfüllte? Lügen, alberne Vorstellungen über Kämpfe zwischen Weißen und Indianern sind durch solche Indianerbüchel verbreitet worden, und oft genug ist ihre Wirkung nicht anders einzuschätzen als die schmierigster Kolportageromane. Nichtsdestoweniger haben die geschichtlichen Tatsachen dieses Kampfes so viel des Romantischen und Heldenhaften, freilich auch des Grausamen und Widerlichen aufzuweisen, daß die Lektüre von historischen Werken, die nicht auf ein Fabulierbedürfnis zurückzuführen sind, die alten Freuden jener Jugendlektüre zum Teil wieder aufleben läßt. Ein solches Buch ist das Werk des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Theodor Roosevelt: „Im Reiche der Hinterwäldler“[*]). Die deutsche Uebertragung ist eine Kürzung des weitaus umfangreicheren englischen Originals. Sie betont für ein historisches und kulturgeschichtliches Werk, wie es die „Eroberung des Westens“ darstellen sollte, ein wenig zu sehr das Anekdotische. Doch gerade so lernt der deutsche Leser am besten die historischen Vorbilder jener Helden kennen, deren Taten einmal sein Herz und sein Gemüt erfüllten. Aber auch die deutsche Auswahl hat ihren Wert, der über diesen rein persönlichen hinausgeht. Trotz aller Vorliebe für das Leben der Grenzer, an dem Roosevelt selber teilgenommen hat, trotz alles Nationalgefühls und Nationalstolzes verrät seine Darstellung einen erfreulichen Zug von Wahrhaftigkeit und das Streben, ein wenig weiter zu kommen, als man es mit moralischen Redensarten in Dingen der Geschichtsbetrachtung vermag. Aus jeder Einzelheit läßt sich das erkennen, zum Beispiel aus der Schilderung der Schlacht am Großen Kanawha im Jahre 1774. Virginische Grenzer waren mit den Shawnees in Krieg geraten, trotz des Widerstandes der mächtigsten und reichsten englischen Kolonie, Pennsylvanien. Die reichen Quäker, die hier saßen, hatten kein Interesse daran, mit den Indianern, von deren unmittelbaren Berührung sie eben durch den Ring der Grenzer und Hinterwäldler beschützt waren, in Unfrieden zu leben, und wäre es auf sie angekommen, sie hätten sich bemüht, die Indianer durch den Verkauf von Branntwein, alten unbrauchbaren Flinten und sonstigen Betrug und Uebervorteilung jeder Art auf friedliche und legale Weise auszurotten. Die Grenzer aber, die immer mehr nach vorwärts gedrängt

[*]) Aus der „Eroberung des Westens“ ausgewählt und übersetzt von Dr. Max Kullnick. Verlag Siegfried Mittler und Sohn, Berlin. Preis 4 Kronen 80 Heller.

wurden, die sich neues Gebiet zum Ansiedeln erst eroberten, mußten den Kampf mit Waffen aufnehmen, um die Indianer aus ihren Jagd- und Weidegründen zu vertreiben. Uebrigens wurden die Grenzer nicht bloß durch ihren eigenen Willen vorwärts getrieben, und nicht bloß neue Scharen von Ansiedlern, die aus den europäischen Ländern vorüber kamen, zwangen die Linie der Ansiedlung immer weiter nach dem wilden Westen vorzuschieben. Reiche Farmer in den alten Kolonien an der Meeresküste rüsteten kleine Expeditionen aus, nahmen Jäger und Fallensteller in ihre Dienste, um neues Land erkunden und „prospekten", vermessen zu lassen. So ist die Besiedelung von Kentucky eigentlich der Landgier eines reichen Pflanzers in Nordcarolina namens Richard Henderson zu danken. In den Kämpfen des Jahres 1774, die nach dem englischen Oberbefehlshaber und Statthalter von Virginien „Lord Dunmores Krieg" genannt werden, ist das wichtigste Ergebnis die Schlacht am Kanawha. Die Schlacht wurde von amerikanischen Hinterwäldlern allein durchgefochten, da die regulären englischen Truppen zu spät kamen. 1100 Grenzer, vorzüglich bewaffnet, kämpften gegen 1000 Indianer, und es ist der erste und im nordwestlichen Gebiet so ziemlich der einzige Fall, daß eine verhältnismäßig so geringe Uebermacht Indianer besiegen konnte.

Nicht der Kriegskunst der Weißen sind in den Kämpfen die Indianer erlegen, sondern ihrer Ueberzahl, und die Indianer sind nicht zum wenigsten deshalb ausgerottet worden, weil ihre Vermehrung weit hinter der der Weißen zuückblieb. Die Schlacht am Kanawha wäre nicht einmal ein Sieg der Hinterwäldler gewesen, wenn die Indianer es gewagt hätten, am nächsten Morgen den Kampf fortzusetzen. Sie hatten sich in so guter Ordnung über den Fluß zurückgezogen, daß man ihre Verfolgung gar nicht versuchte. Die Weißen hatten 75 Tote und 140 Verwundete, im ganzen also fast ein Fünftel ihrer Streitmacht. Die Verluste der Indianer waren weitaus geringer; sie betrugen nicht einmal die Hälfte. Aber der Unterschied war, daß die Indianer nicht einmal diese geringfügigeren Verluste aushalten konnten, während die Weißen noch viel mehr Opfer an Menschenleben hätten bringen können. Die Schlacht ist in ihren Folgen bedeutungsvoll. Die Indianer waren so eingeschüchtert, daß sie zwei Jahre lang das strittige Gebiet unangetastet ließen, und dadurch bekamen die Grenzer wenigstens in diesem Gebiet den Rücken frei und konnten sich am Unabhängigkeitskrieg mit ihrer ganzen Kraft beteiligen.

Der Krieg Lord Dunmores enthält schon die Namen aller jenen, welche die Vorbilder für die ganze Indianergeschichten-Literatur abgegeben haben. Da ist vor allem das Urbild des Lederstrumpf, der Jäger Daniel Boone, der 1734 in Pennsylvanien geboren wurde und der eigentliche Begründer Kentuckys ist. Er ist sechsundachtzig Jahre alt worden, hat alle Kämpfe des Grenzerlebens, aber auch den glorreichen Unabhängigkeitskrieg mitgemacht, im höchsten Ansehen bei Freund und Feind. Nicht seine kriegerischen Verdienste sind das Größte an ihm sondern seine kolonisatorischen als Besiedler, welche die Fähigkeiten des Jägers, Kundschafters und Kriegers in sich schlossen. Seine wunderbaren Abenteuer haben sich bis auf den heutigen Tag in manchen Gegenden im Volksmund erhalten; seine wiederholte Gefangennahme, sein Ansehen bei den Feinden, die Ehrungen, die man ihm auch als Gefangenen erwies, seine Flucht, sein einsames Leben in den Wäldern – all dies hat ihn fast zu einem Sagenhelden gestempelt. Die ungeheure Wirkung der Lederstrumpf-Erzählungen Coopers, der sich wohl noch nie ein junges Gemüt entzogen hat, ruht aber nicht nur in der Heldenhaftigkeit des Mannes und seines indianischen Widerspiels, sondern in dem ethischen Glanz, den das Ziel seiner Kämpfe verleiht. Seine Kämpfe galten der Heimat, zuerst ihrer Gewinnung, dann ihrer Behauptung, nicht nur gegen den indianischen Feind, sondern auch gegen das englische Mutterland. Der Kampf um die Heimat macht auch umgekehrt die indianischen Gegenfiguren liebenswert, über das Maß ihrer persönlichen Eigenschaften hinaus. In Lord Dunmores Krieg spielt auf indianischer Seite neben dem Führer, dem Häuptling der Shawnees, noch ein anderer eine große Rolle, ja für die späteren Erzählungen die größte: Logan, ein Irokesenkrieger. Die Irokesen waren an diesem Kriege nicht beteiligt, ja es war sogar zu Beginn der Kämpfe der Vorschlag

aufgetaucht, den Schiedsspruch der Irokesen anzurufen. Logan lebte damals fern von seinem Volke; einige Ueberreste zerstreuter Stämme hatten sich unter ihm gesammelt. Er war immer ein Freund der Weißen gewesen, obwohl sie ihm vor Jahren einige seiner Verwandten erschlagen hatten, berühmt durch seine Güte und Milde gegen Wehrlose, besonders Kinder, wegen seiner Ehrlichkeit und Treue; aber auch bewundert als Jäger und Krieger. Und gerade sein Lager mußten zügellose Hinterwäldler mitten im tiefsten Frieden überfallen und Weib und Kind hinmorden! Logan schwur Rache und wurde der Schrecken der Weißen. Immer aber war er bemüht, seinen Kampf als einen durchaus persönlichen darzustellen. In einem Hause, das er überfallen und dessen sämtliche Insassen er ohne Schonung erschlagen hatte, ließ er einen Brief an den vermeintlichen Urheber seines Unglücks zurück:

> Häuptling Cresap! Weshalb hast du meine Leute am Yellow Creek ermordet? Die Weißen töteten vor langer Zeit meine Verwandten bei Conestoga, und ich dachte dessen nicht. Aber du tötetest wiederum meine Angehörigen am Yellow Creek und nahmst meinen Vetter gefangen. Da dachte ich, ich müßte auch morden, und habe seither drei Kriegszüge unternommen. Aber die Indianer sind nicht erzürnt, nur ich.

Und als die Entscheidungsschlacht geschlagen war, die Shawnees bereits Frieden geschlossen hatten, schien Logan noch weiter toben zu wollen. Man mußte mit ihm wiederholt durch Zwischenpersonen verhandeln, da er eine Unterredung mit Lord Dunmore selber ablehnte. Aus diesen Verhandlungen ist uns eine außerordentliche Probe indianischer Beredsamkeit erhalten. Der Unterhändler, an den die Rede gerichtet war, schrieb sie nieder, übersetzte sie wörtlich und übergab sie Lord Dunmore, der sie dem ganzen Lager vorlas. Sie hat folgenden Wortlaut:

> Ich fordere jeden Weißen auf, zu sagen, ob er jemals Logans Hütte hungrig betrat und er ihm nicht zu essen gab; ob er jemals frierend und nackt kam und er ihn nicht kleidete? Während des letzten langen und blutigen Krieges blieb Logan untätig in seinem Lager als ein Anwalt des Friedens. So groß war meine Liebe zu den Weißen, daß meine Landsleute mit dem Finger auf mich wiesen, wenn ich vorüberging, und sagten: „Logan ist der Freund der Weißen!“ Ich hätte auch fernerhin zu Euch gehalten, wenn nicht die Schandtaten eines Mannes gewesen wären. Häuptling Cresay [Cresap] ermordete im vergangenen Frühling kaltblütig und ohne Veranlassung alle Verwandten Logans und schonte nicht einmal meine Weiber und Kinder. Nicht ein Tropfen meines Blutes fließt in den Adern irgend eines lebenden Wesens. Das forderte von mir Rache. Ich habe sie gesucht. Ich habe viele getötet. Ich habe meinen Rachedurst voll gestillt. Für mein Volk freue ich mich über das Licht des Friedens; aber glaubt nur ja nicht, daß dies die Freude der Furcht sei. Logan hat niemals Furcht verspürt. Er will nicht seine Gesinnung ändern, um sein Leben zu retten. Wer ist denn noch da, der um Logan trauern kann? Niemand.

Also keine Unterwerfung, aber doch eigentlich nicht ein Verharren auf dem Kriegspfad. Logan ist dem Trunke verfallen und in einem Rauschhandel von einem Indianer erschlagen worden. Das ist die historische Wahrheit und dies allein scheidet von seinem Abbild in der jüngsten Indianergeschichtenliteratur, von W i n n e t o u . Die Erzählungen von Karl M a y , welche sich die heutige Jugend erobert haben, haben gute Quellen. Auch Old S h a t t e r h a n d hat einmal gelebt, in der historischen Gestalt des Simon K a n t o n . Alle wunderbaren Erlebnisse Shatterhands, soweit sie nicht zu wunderbar sind, um überhaupt möglich zu sein, hat ein Kanton, der ein Jünger Boones war, wirklich durchlebt. Liest man in Roosevelts Werk die paar Proben von Kantons Abenteur, so fehlt nichts von Old Shatterhand: sein Mut, seine Verschlagenheit, seine Ausdauer, seine wunderbare Errettung aus Gefahren, seine indianischen Freundschaften; ja selbst der Weiße, der seine Rasse verleugnet und mit den Indianern gemeinsame Sache macht, ist in der Person des Scheusals G i r t y vorhanden. Es bleibt also für den Leser der Erzählungen Mays gleichgiltig, ob dieser die Stätten seiner Romane aus eigener Anschauung kennt oder nicht. Das letztere ist das Wahrscheinlichere. Schon daß sein bester Roman, der dreibändige „Winnetou“, sich in jeder Einzelheit an Begebenheiten hält, die um drei Vierteljahrhunderte vor der Zeit seiner Erzählung liegen, spricht gegen die Selbsterfahrung des Verfassers. Um so rühmenswerter aber ist es für den Schriftsteller, daß er nicht bloß durch den Ich-Stil die

Wirkung eines eigenen Erlebnisses hervorbringt. Auch die Frage, ob Karl May für die pornographischen Schriften, die in früheren Jahren unter seinem Namen erschienen sind, oder der Verleger als verantwortlich anzusehen ist, mag vor allem die bekümmern, die ihn durchaus zu einem Erzieher der deutschen Jugend stempeln wollen. Das ist er nun wahrhaftig nicht. An seinen Erzählungen reizt das Stoffliche und zu einer Betrachtung erhebt er sich nur dort, wo er die Verdrängung der Indianer erklären, ihr Verhältnis zu den Weißen darstellen soll. Das tut er nicht unvernünftig, wenn auch in einem moralischen Schwall. Aber allen seinen Erzählungen fehlt jeder Schimmer einer echten Ethik, der große historische Hintergrund, der die alten Erzählungen eines Cooper so liebenswürdig macht. An ihre Stelle setzt er eine katholische Frömmigkeit und Salbung. Die ist so langweilig, daß jeder junge Leser die entsprechenden Seiten, und es sind ihrer gar viele, einfach überschlägt. Mit seiner katholisch-moralischen Wirkung ist es also Essig, und jene frommen Kreise täuschen sich, die gerade deshalb seine Lektüre bei der Jugend gefördert wissen wollen. F ö r d e r n sollte man sie aus gar keinem Grund. Neben der Frömmigkeit steht bei May ein wahnwitziger Hang zur Grausamkeit, der durch seine Schilderungen in jugendlichen Gemütern leicht Verwirrung anstiften könnte, und überdies ist er als Schriftsteller so zuchtlos, daß er trotz seiner unleugbaren Begabung als Erzähler nicht eine Seite ohne die gröbsten grammatikalischen und stilistischen Fehler schreibt. Noch törichter freilich wäre ein K a m p f gegen seine Schriften. Der lesebegierigen Jugend läßt sich Lektüre ohnehin nur schwer verbieten, und nun gar Lektüre, deren Stoffgebiet jedem, der einmal jung gewesen ist, lieb und vertraut war. Auch bei Karl May gilt nur die eine Regel: Lesen lassen, aber nicht ohne Aufsicht und Aufklärung!

Aus: Arbeiter-Zeitung, Morgenblatt, Wien. XX. Jahrgang, Nr. 204, 26.07.1908, Seite 9.
Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, Januar 2018